Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1992)

Artikel: Die Stadt ist tot. Es lebe die Stadt!
Autor: Kollhoff, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072977

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hans Kollhoff

Die Stadt ist tot. Es lebe die Stadt!

Warum sind wir nicht mehr in der Lage, Städte zu bauen? Ist es einfach der Verlust des öffentlichen Interesses im privaten Konsumrausch? Sind unsere Anstrengungen, eine städtische Substanz zu schaffen, die auch nur entfernt an die Großstadt der Jahrhundertwende anknüpfen kann, deswegen zum Scheitern verurteilt, weil jeder sein Auto, seinen Fernseher, seine Videoausrüstung, seine Stereoanlage und seine Reise in die Karibik braucht? Wir reden leichtfertig von einer Freizeitgesellschaft und wundern uns, wenn die Stadt ihren Bewohnern zunehmend als notwendiges Übel erscheint, um 35 Stunden in der Woche die Existenz zu sichern und dafür zu sorgen, daß in der wachsenden Freizeit keine Langeweile aufkommt.

Im 19. Jahrhundert gelang es noch, den Städter von der Mühsal des Alltags abzulenken, in den Parks, den Palmenhäusern, den Boulevardcafés. In den zwanziger Jahren war die Stadt selbst aber schon so unkontrollierbar geworden, daß auch der einfache Mann sein Glück im Grünen, in den Siedlungen suchte, während die City mit ihren Vergnügungsetablissements zunehmend dem abenteuerlustigen Fremden überlassen wurde. Die Stadtflucht der frühen Nachkriegszeit schließlich bildete den Höhepunkt der Auszehrung städtischer Vitalität in der Neubausiedlung und im Shopping-Center. Die Entwicklung in den neuen Bundesländern läßt eine Neuauflage dieser verheerenden Fehlprogrammierung befürchten, und Berlin liegt mittendrin.

Die in den siebziger Jahren einsetzende Wiederentdeckung städtischer Lebensqualität führte aber bis heute nicht zur Ausprägung städtebaulicher oder architektonischer Typologien, die der Stadt des 19. Jahrhunderts etwas substantiell Neues hinzugefügt hätten. Man nistete sich unter den Dächern ein und durchlöcherte die Dachlandschaft wie einen Schweizer Käse. Man schloß die Baulücken und war stolz auf das Einhalten der Traufhöhe, aber man kam über miniaturisierte, im Dekor abgespeckte, in der Nutzung ‚optimierte' Kopien von Gründerzeithäusern nicht hinaus. Die qualitativen Verbesserungen beschränkten sich auf innenliegende Toiletten, auf die Wärmedämmung und die Isolierverglasung.

Wir sind als Städter, geben wir es ruhig zu, Schmarotzer des 19. Jahrhunderts. Nicht der zwanziger Jahre, wie mancher meinen mag, denn deren Großstadtmystifizierung war wenig mehr als die Verdauung der gewalttätigen Veränderung, der die Metropolen bis zum Beginn unseres Jahrhunderts ausgeliefert waren. Bis heute konstituiert die vielgeschmähte Mietskaserne den Stadtkörper, trotz Hufeisen und Onkel-Toms-Hütte, trotz Gropiusstadt und Hansaviertel. Märkisches Viertel und Hellersdorf sind gescheiterte Versuche, städtisches Leben zu ermöglichen – wenn das überhaupt eine glaubhafte Absicht war, denn es ging wohl ausschließlich darum, isoliert das Wohnungsproblem zu lösen, wie es anderenorts darum ging, das Problem der Produktion der Freizeit, des Konsums ebenso isoliert zu lösen.

Die diesem analytischen Denken entsprechenden Typologien erwiesen sich als stadtzerstörerisch, auch wenn sie inzwischen als Zeitzeugen Denkmalwert genießen. Man wundert sich, wie lange es dauern mußte, sich von all den abgehackten Zeilen und Scheiben aus der Strangpresse zu verabschieden, denen es nicht gelingt, auf den Boden zu finden, zwanghaft den Klischees einer Modernität verhaftet, die nach dem Elend des Krieges in der Stadtlandschaft ihre Verheißung sah. So bitter es auch sein mag, wenn wir heute wieder über integrative großstädtische Typologien nachzudenken gezwungen sind, setzen wir beim anonymen gründerzeitlichen Haus an, das in der City wandlungsfähig war bis zum reinen Waren- und Bürohaus. Wir setzen an bei Max Taut, nicht bei Bruno Taut, bei der Auseinandersetzung mit einer großstädtischen Gebäudetypologie und nicht beim Aufbau einer miniaturisierten und bereinigten Stadt im Grünen. Warum fand die sehr prägnante Tradition Berliner Geschäftshäuser nach dem Kriege so wenig Beachtung, obwohl in Berlin-Mitte doch zahlreiche Beispiele, wenn auch in vielfach ruinösem Zustand, noch existieren? Eine Art ‚failure of nerve' muß wohl dahinterstehen, eine Art Betriebsblindheit für alles, was nicht dem Drang entsprach, der traditionellen Stadt eine Alternative entgegenzusetzen, sei es in Form der Stadtlandschaft, der Siedlung, des Centers.

Wie sonst ist es zu verstehen, daß die Berliner Stadtentwicklungsgeschichte nach dem Krieg gleichsam den Versuch darstellt, Stadt zu werden aus dem Geiste des Sozialen Wohnungsbaus. Wir sind alle Opfer dieser Denkschablone. Nur langsam fällt uns mit den neuen Bauaufgaben auf, daß ein Hotel einen anderen Habitus, andere Proportionen, andere Details verlangt als der gewohnte IBA-Verschnitt. Wer zuckt nicht zusammen beim Anblick neu eingerichteter Bankfilialen am Kurfürstendamm, die den Türgriff, die Tapete, die Schrankverkleidung der vertrauten Sozialwohnung haben. Vielleicht ist aber dieser Mangel an Einfühlungsvermögen in die Unterschiedlichkeit von Wohnungsbau und Geldinstitut gar nicht zurückzuführen auf das Unvermögen

eines Architekten, sondern auf die Obsession der Bauherrschaft, die Schwellenangst so weit abzubauen, daß der Banktresen von der Küchentheke ebensowenig unterschieden werden kann wie die Sitzgruppe des Beratungstisches von der häuslichen Polstergarnitur. Der Kunde soll sich zuhause fühlen.

Am Geld kann es nicht liegen, denn teuer ist die Einrichtung allemal, und außen wird kostbarer Stein flächendeckend auf die Fassade genagelt, mit offenen Fugen versteht sich, wegen der DIN-Vorschriften und der Gewährleistung. Gibt es ein besseres Symbol des Neureichen als Natursteinfassaden mit offenen Fugen? Nur die Silikonfuge ist barbarischer. An der offenen Fuge erkennt man nicht nur den pragmatischen Architekten und den ängstlichen Bauherrn, sondern auch das Unvermögen, die vermeintlich moderne Ehrlichkeit der Konstruktion dem Anspruch einer soliden Erscheinung und eines angemessenen Ausdrucks zu opfern. Auch an der offenen Fuge siegt das private Interesse über das öffentliche. Nur fällt es der Öffentlichkeit nicht mehr auf, und deswegen muß der Bauherr auch nicht seinem Architekten dazwischenreden „was sollen die Leute nur über uns denken!" Der stimmgewaltige Bürger nimmt keinen Anstoß, er lebt ja ohnehin im Geiste in den Alpen oder auf Teneriffa, wo es keine offenen Fugen gibt und auch kein Silikon für das unausgegorene Detail, denn das Handwerk hat sich dort ja noch nicht einer rücksichtslosen Massenproduktion ausgeliefert.

Was ein Krieg zerstört hat, können zwei, drei Generationen nicht vergessen machen. Ich rede nicht von den Gebäuden, ich meine die Menschen. Karl Schefflers Wort von der Stadt, die dazu verdammt sei, immerfort zu werden und nie zu sein, greift zu kurz, wenn man damit die Unfähigkeit unserer Stadt erklären will, in 45 Jahren ein positives Bild von sich zu entwickeln. Die Exotik der geteilten Stadt, der Insel im Osten, der Mauer, hat den Berlinern diese Mühe nicht auferlegt. Man war etwas Besonderes, und die Konkurrenz der Städte in Deutschland und in Europa konnte man gelassen aus der Hängematte beobachten.

Nun wird man entgegenhalten, daß es Anstrengungen gegeben habe, eine Physiognomie zu gewinnen, die über die bloße Rekonstruktion des Verlorenen hinausweist: das Hansaviertel. War es mehr als eine Sammlung zeitgenössischer Wohnungsbau-Experimente? Eine neue Vorstellung von Stadt hat sich dort nicht herausgebildet, wenn auch die traditionelle verworfen wurde. Die Gropiusstadt: frühes Beispiel einer ausgebrannten Moderne und ihrer Repräsentanten. Nur noch die weiße Farbe und das atemberaubende Abstraktionsvermögen erinnern an die revolutionären Ideale. Die Internationale Bauausstellung: erster Versuch seit den zwanziger Jahren, die Stadt nicht zu verlassen in der Absicht, eine bessere zu schaffen, aber auch die schmerzhafte Erkenntnis, daß eine Stadt erst aus sich heraus, aus eigener Kraft in aller Komplexität lebendig wird, daß aus Subventionen keine Stadt entsteht und daß Wohnungsbau alleine zur Karikatur einer gewachsenen Stadtstruktur verkommt, selbst bei Einhaltung der alten Straßen, der alten Bauflucht, der alten Traufhöhe. Sonst fallen einem im Westen Berlins nur noch die Dinosaurier, das ICC und die Schlangenbader Straße ein: heroische Aufbäumungen einer Stadt am Tropf.

Im Osten die Stalinallee. Wohl die einzige städtebauliche Nachkriegsleistung Gesamtberlins, die zukunftsweisend ist in vielerlei Hinsicht. Auch wenn es der Westler nicht wahrhaben will, hier entstand in einer beispiellosen Anstrengung des Wiederaufbaus der Hauptstadt aus Trümmersteinen eine wahrhaft großstädtische Anlage: ein Bekenntnis zur Stadt, auch im Versuch, eine urbane Nutzungsvielfalt zu erreichen, das Wohnen nicht aus dem Zentrum zu verbannen. Ein Bekenntnis auch zum Verkehr, der die große Stadt am Leben hält und der in seiner Inszenierung dem Stadtbürger eine Idee von der Lebendigkeit seiner Stadt vermitteln sollte.

Wir wissen das heute natürlich alles besser mit unseren bis zur Unkenntlichkeit verkehrsberuhigten Straßen und mit unseren Fußgängerzonen, die die Stadt in ein risikofreies Shopping-Center verwandeln. Wir wissen, daß die konzentrische Straßenführung im Osten der Stadt zu enormen Verstopfungen des Zentrums führt und daß der Verkehr dezentral entflochten werden muß. Aber haben wir wirklich ein Konzept für eine großstädtische Straße? Sind wir in der Lage, die Rue de Rivoli, die Regent Street, die Fifth Avenue des 20. Jahrhunderts zu bauen? Die Stalinallee war ein solcher Versuch, auf den wir uns durchaus etwas einbilden können.

Und bitte tun wir das nicht mit dem Hinweis auf die vermeintlich leere, monumentale Gebärde ab. Es läßt sich nachvollziehen, daß die Stalinallee erst gegen Ende ihrer Fertigstellung als Propagandawerkzeug des Kalten Krieges mißbraucht wurde, und daß sich in dieser Monumentalität der Aufbauwille einer zerbombten Stadt dokumentiert – Monumentalität als Ausdruck eines kollektiven Interesses, das uns heute doch so offensichtlich abgeht, auch wenn sich jeder aufgefordert sieht, ständig überall mitzureden.

Es macht nachdenklich, wenn sich alle einig sind, der kleine Mann auf der Straße und der Bundeskanzler: eine *heitere* Architektur soll es sein, vom Pavillon in Sevilla bis zum Reichstag. Nie zuvor wurde so viel Heiterkeit in der Architektur verbreitet. Woher dieser unerbittliche Zwang zur Heiterkeit? Glaubt eine Generation, die den Krieg noch miterlebt hat, damit die schmerzliche Erfahrung vergessen zu machen? Ist unsere Demokratie immer noch auf so wenig Selbstbewußtsein gegründet, daß heiter erscheinen will, was unbeholfen im Umgang mit der eigenen Vergangenheit ist? Soll die Belanglosigkeit einer Weltausstellungsarchitektur, für die man sich schämen müßte, würde man sie ernst nehmen, Pate stehen für die epochalen Bauaufgaben dieser Stadt, nur weil sich im Begriff des Heiteren das Bedürfnis nach Verdrängung, nach billiger Wählerakzeptanz, nach schnellem Profit auf wunderbare Weise vereinigen, auch wenn dabei eine seriöse Architektur, von der urbane Energie ausgehen könnte, vor die Hunde geht?

Das Volk mit Architektur bei Laune halten, nicht merken lassen, daß die Gesellschaft zu soliden Häusern und Städten nicht mehr fähig ist und in ihrer medialen Verwirrung den Unterschied gar nicht mehr sieht? Deshalb geht es auch zuerst um das Ornament. Ja, die Häuser stehen herum wie nichtssagende Ornamente, die unfähig sind, zueinander Kontakt aufzunehmen. Früher, als man noch Häuser und Städte bauen konnte, war es umgekehrt: Erst kam der solide Körper, auf dem man, wie Semper sagte, die unschuldige Stickerei des Ornaments walten ließ. In unserem funktionalistischen Großreinemachen haben wir das Ornament verloren und sehen uns einer penetranten Welt ausgesetzt, die nur Nützlichkeitsfragen gelten läßt und über ihre Probleme spricht. Davon angeödet wenden wir uns dem Ornamentierungskunstgewerbe zu, ohne je in der Lage zu sein, den Körper solide zu bilden, der die Applikation tragen soll. Die Applikation trägt sich inzwischen selbst, *ist* der Körper.

Hier entsteht nun ein Bündnis besonderer Delikatesse: Die häusliche Dekorationskunst verbindet sich mit einer hypertrophen und ökologisch verbrämten Verpackungstechnik. Wenn ich alles mit 12 cm Styropor einpacke, muß ich mich nicht wundern, wenn die Stadt in ihrem Erscheinungsbild etwas Provisorisches bekommt. Dies wiederum ist sogar ein ehrlicher Ausdruck des schnellen Profits, der bei steigenden Grundstückspreisen der Innenstädte die Architektur zu einem schmückenden Beiwerk der Parzelle werden läßt, jederzeit austauschbar, den Regeln der Mode eher gehorchend als den Regeln soliden Bauens und kultivierten Umgangs.

Nun sind wir mit diesen Problemen nicht allein in Berlin, in Deutschland. La Defense in Paris kündet ebenso vom Verlust der Kunst und des Handwerks, Städte zu bauen, wie die Docklands in London oder New Yorks Battery Park City. Aber im Gegensatz zu Berlin können diese Städte von einer Substanz zehren, die sich bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts zu grandiosen Stadtkörpern verdichtet hat und nicht der Kriegszerstörung zum Opfer fiel.

Glücklich die Städte, die sich bis zur Mitte unseres Jahrhunderts entwickeln konnten – die folgenden sind wohl zu einem Zerrbild verurteilt. Buenos Aires, Mexico City, Hongkong werden unser Bild der Stadt von morgen prägen, das nichts gemein haben wird mit unserer Vorstellung eines zu komplexer baulich-räumlicher Gestalt verdichteten Gemeinwesens. Vielleicht müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß das Zeitalter der Städte und städtischer Kultur der Vergangenheit angehört. Wir fahren dann im Urlaub nach Rom, Paris und New York, um in nostalgischen Ritualen für einen Moment zu erfahren, was städtische Kultur gewesen sein mag. Wir wissen auch, wir müssen uns beeilen. Wir suchen diese Städte auf wie kulturgeschichtliche Museen, wir bestaunen die Exponate auf unseren T-Shirts und Radlerhosen, unfähig daran anzuknüpfen, geschweige denn

ihnen etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Derweil dröhnt aus dem Ghetto-Blaster der Techno-Sound und lenkt uns ebenso von dieser trostlosen Erkenntnis ab wie die heitere Architektur um die Ecke, deren Blech schon vor der Einweihung zu rosten anfängt.
Nun gibt es zwei, drei Szenarien:
Erstens, wir akzeptieren, daß Stadt heute etwas anderes ist als vor hundert Jahren, schnellebiger, dem TV-Commercial verwandt, eine Art Maschine, um das Volk bei Laune zu halten, vergessen zu machen, daß die Gesellschaft längst nicht mehr fähig ist, Werte zu schaffen, die über den Tag hinaus Bestand haben, Blade Runner läßt grüßen.
Zweitens, man bekennt sich zu einer anachronistischen Haltung, die den Höhepunkt einer urbanen Kultur irgendwo zwischen 1800 und 1930 angesiedelt sieht, in einer Zeit also, als die Konventionen städtischer Gemeinschaft eine kraftvolle Architektur hervorbringen konnten und öffentliche Räume, die dieses Leben authentisch widerzuspiegeln, es zu fassen fähig waren.
Beide Möglichkeiten scheinen uns allerdings in ihrer Klarheit verwehrt, weil wir nicht zur Selbstaufgabe bereit sind: Wir lassen uns die Erinnerung nicht nehmen, wir wollen aber auch nicht in der Vergangenheit leben. Deshalb bleibt uns wohl nur ein dritter Weg: Man versucht, den wahnwitzigen Spagat zwischen diesen beiden Szenarien.
Nehmen wir die Herausforderungen unserer Zeit an und erinnern uns an die kollektive Übereinkunft, die Voraussetzung aller Städte war. Nehmen wir die Realität des internationalen Investments als Herausforderung, dessen Regeln soweit zu durchbrechen, daß Gebäude entstehen, deren Wert sich langfristig zu einer urbanen Qualität verdichtet. Lassen wir uns auf populistische Entscheidungsprozesse ein, aber finden wir Wege, das Ganze im Auge zu behalten, um damit an ein stadtbürgerliches Bewußtsein anzuknüpfen, dem eine Stadt mehr ist als die Summe ihrer Häuser.
Herr Meier wird damit überfordert sein, wenn er im Bauausschuß sitzt oder im Wettbewerbspreisgericht. Das ist ihm nicht vorzuwerfen, denn es fehlen ja die Voraussetzungen, dem politischen Mandat eine entsprechende Sachkompetenz an die Seite zu stellen. Wo wird der heranwachsende Stimmbürger denn für ein kollektives Interesse sensibilisiert, das Ausdruck in Gebäuden finden könnte und sich zu einer wünschenswerten Stadt verdichten mag? Wo wird ihm ein Gefühl für Qualität an die Hand gegeben, um der Leinentischdecke eine Wertschätzung beizumessen gegenüber der Plastikfolie, der Mörtelfuge einer soliden Wand gegenüber der Silikondichtung?
Zuhause wird doch entschieden, ob es dem zukünftigen Stimmbürger darum gehen wird, sich in seiner Stadt, d. h. in einer Gemeinschaft von Städtern wohlzufühlen, oder ob er die Stadt nur für seine privaten Interessen ausbeuten wird, um Geld für das eigentliche Leben im Urlaub zu verdienen: in der Natur, wo sie noch unberührt und vom globalen Verstädterungsprozeß verschont worden ist – oder in Städten der Vergangenheit.
Die Stadt ist aber unsere zukünftige Existenz, der wir nicht entkommen können. Wir müssen in der Stadt unser Zuhause einrichten, daran führt kein Weg vorbei. Die Alternative ist das globale Dorf, oder eher, der globale Slum. Natürlich ist die Krise der Stadt hier auch die Krise der Stadtpolitik und der Stadtplanung. Es bedarf anderer Entscheidungsstrukturen, die mit der Komplexität und dem schieren Umfang der Probleme, die auf uns zukommen, fertigwerden können. Die Entscheidungen auf einen Stimmbürger abzuwälzen, dessen kollektive Verantwortung unterentwickelt ist, weil ihm die Medien das Wort vom Mund ablesen, muß zu fatalen Konsequenzen in der Stadtentwicklung führen.
Demoskopische Sensibilität kann engagiertes Einfühlungsvermögen und fachliche Kompetenz dann doch nicht ersetzen.
Mit dem starren Blick auf die vermeintliche Akzeptanz und mit selbstloser Kompromißbereitschaft, dem Kleinen, Harmlosen, Heiteren verpflichtet, lassen sich die existentiellen Probleme der Stadt, auch Berlins, nicht lösen. Berlin muß eine neue Stadt werden wollen, denn es hat zuwenig alte Substanz, an der es sich endlos festhalten könnte. Berlin wird sonst verlieren, was es festhalten will: das Zentrum und die Peripherie, die Metropole und die weite Landschaft.
Dabei sind gerade die Strukturen, in denen man sich jahrzehntelang eingenistet hat, die Mietskasernen und die Hobrechtstraßen, ganz zu schweigen von den Eisenbahnen, in einer verhaßten, weil brutalen Spekulanten-Zeit entstanden, die aber eines fertiggebracht hat: die Stadt in kürzester Zeit zu einer funktionsfähigen Millionenstadt heranwachsen zu lassen, in der man sich noch hundert Jahre später so bequem einrichten kann, daß man glaubt, es nicht nötig zu haben, die Zukunft der eigenen Stadt in die Hand zu nehmen.